

Der bernische Geist in der Literatur

Autor(en): **Greyerz, Otto v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **3 (1923-1924)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der bernische Geist in der Literatur.¹⁾

Von

Otto v. Greherz.

Geehrte Mitglieder, Kollegen und Gäste!

Wenn Sie in diesen Tagen das Bild unserer alten Stadt in sich aufnehmen, kann es nicht anders sein, als daß sich Ihnen ein Gesicht mit scharfen, unverwischbaren Zügen einprägt. Gefalle es Ihnen oder nicht: es ist das Gesicht eines Charakterkopfs, den man gelten lassen muß, wie er ist; eines ausgesprochen männlichen Kopfs, eines altersgrauen, aus dem man Geschichte herauslesen kann.

Schon die ganze Anlage der Stadt auf ihrem Felsenkern, vom Bergstrom umbraut, mit den hochragenden Mauern der Plattform und der Bundesterrasse, macht einen ernsten, trotzigen, kriegerischen Eindruck. Man fühlt zusammengerastete Kraft und selbstbewußte Abgrenzung nach außen. Die starken, wetterfesten Türme im Inneren, die massigen Staatsgebäude wie das Rathhaus, das Stift, das alte Kornhaus, die Bundeshäuser, haben etwas Wuchtiges, zur Abwehr Geschaffenes wie Bollwerk und Bergfried einer mittelalterlichen Burg, und die flozigen, schmucklosen Strebe-
pfeiler, welche die Häuserfronten stützen, mahnen an Befestigungsmauern. Allein je mehr man eindringt und sich einlebt, desto friedlicher, ja traulicher fühlt man sich aufgenommen. Bern ist trotz allem ernsten, kriegerischen Aussehen eine gemütliche Stadt. Diese alten Straßen und Plätze, an ihren Ausgängen durch Türme und andere Gebäude abgeschlossen, haben etwas von Wohnstuben, wo man geborgen und daheim ist. Das machen auch die breiten Dachvorsprünge, die verschalten „Vorscherme“, die von der ländlichen Bauweise stammen und den Besucher wie ein gastliches Bauernhaus in den engeren Bereich des Privatlebens einladen. Das machen noch mehr die Laubengänge, die schon halb zum Hause gehören und den Fußgänger von der Unbill des Wetters draußen auf der Straße hineinziehen in die Behaglichkeit des Heims. Ländlich, bäurisch und fast patriarchalisch mutet auch sonst noch mancher Überrest der alten, einfachen Bauweise an, besonders in den hinteren und unteren Gassen. Man merkt, daß Bern die Hauptstadt einer alten Bauernrepublik ist.

Aber plötzlich sieht man sich in eine fremde Welt versetzt, die fast nichts mehr von knorriger Gedrungenheit und ländlicher Gemütlichkeit hat. Wir stehen vor alten Patrizierhäusern des achtzehnten Jahrhunderts, deren Vorderansicht bei vornehmer Einfachheit eine gemessene Eleganz zeigt, die nicht ohne Größe ist. So der Erlacherhof an der Junkerngasse, das Marcuard-von Gonzenbachhaus an der Gerechtigkeitsgasse, das Tscharnerhaus — einst französischer Gesandtschaftshof — am Münsterplatz, der Milchbergerhof, jetzt Rüfenachthaus, an der Spitalgasse; nicht zu vergessen die mehr oder weniger öffentlichen Bauten jener Zeit

¹⁾ Vortrag, gehalten an der letzten Jahresversammlung des Schweiz. Gymnasiallehrervereins in Bern.

wie das Hôtel de Musique, das Burgerspital, das Rathhaus des äußeren Standes, das Knabenwaisenhaus. Ihre Kunstformen, vom mächtigen Bernerdach abgesehen, das immer noch die Landesart betont, verraten eine hochentwickelte, aber entschieden fremde Kultur. Es sind schöne Denkmäler einer unschönen Vergangenheit, einer Zeit schimpflicher Abhängigkeit von Frankreich, tiefer Demütigungen und endlich verlorener Freiheit. Dennoch bilden sie einen wesentlichen Bestandteil im Baucharakter Berns, einen Zug, den man sich nicht wegdenken kann und nicht mißsen möchte.

Allein die Stadt hört nicht in der Stadt auf. Sie streckt ihre Arme über den Fluß hinüber und setzt sich in herrschaftlichen Landhäusern, alten Patriziersitzen fort, die nach allen Richtungen hin über die Landschaft verstreut sind. Und so besteht eine Art Austausch und Ausgleich: die bäuerliche Bauart nimmt in der Stadt die strengeren, vornehmeren Formen des Steinbaues an, während jene Sommerhize des Patriziates sich den Lebensformen des Landes und den Bedürfnissen des Landbaues anpassen; ein sichtbares Sinnbild des engen geistigen Bandes, das Bern-Stadt und Bern-Land zu einem Bauernstaat verbunden hat.

Doch ich will meine Schilderung nicht weiter ausdehnen. Leicht könnte sich sonst das Wort bewähren, das Eduard Blocher in seinem vortrefflichen Buche über die deutsche Schweiz aufgezeichnet hat: Wenn der Berner anfängt, seine Stadt zu loben, wird er nicht fertig. Warum sollten wir aber unsere Stadt nicht loben dürfen? Nicht wir haben diese Stadt gemacht, sondern ein viel stärkeres Geschlecht. Eher könnte man sagen: sie hat uns gemacht. Diese stummen Steine sind unsere Erzieher gewesen. Sie haben nicht nur durch ihre Bauformen unsern Geschmack bestimmt, sondern auch an unserem Charakter gebaut, so gut wie die bernerische Sprache, diese kernige und doch gemütvolle Mundart, unsern Lebenssinn gebildet hat. Es wäre ein Wunder, wenn dieser bernische Geist, der sich im Stadtbild und in der Sprache einen so starken Ausdruck geschaffen hat, nicht auch in unserer Literatur zu erkennen wäre. Zwar — es ist nicht zu leugnen: Bern und Literatur bilden einen gewissen Gegensatz. Der bernische Geist ist unliterarisch, wenn man bei Literatur an Werke der reinen Erfindung, des zwecklosen Fabulierens denkt, an seliges Träumen und Schwelgen in Gefühl und Wohlklang. Das Schiller'sche Wort: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ paßt nicht so ganz auf unsere Literatur. Bei uns ist auch die heitere Kunst im Grunde ernst, und darin vor allem gibt sich eine Verwandtschaft mit dem Baucharakter der Stadt zu erkennen.

Der Ernst der bernischen Literatur zeigt sich in der Einstellung des Geistes auf das wirkliche Leben, auf Lebensaufgaben und Lebensfragen. Bern hat von Albrecht Haller bis zur Gegenwart eine ganze Reihe von Dyrifern hervorgebracht, aber kaum einen Vertreter jener reinen Dyrif des schwebenden Gefühls, des absichtlosen Gedankens. Die bevorzugten Gattungen der bernischen Literatur waren neben dem volkstümlichen Lied die ernste Satire, das pathetische Lehrgedicht und

der volkserzieherische Roman. Auch eine kämpferische Grundstimmung fehlt nicht. Jeder der drei großen Dichter unserer bernischen Literatur, Niklaus Manuel, Albrecht Haller und Jeremias Gotthelf, hat aus innerem Drang, aus starker sittlicher Leidenschaft gedichtet. Jeder von ihnen steht in Fehdestellung gegen den Zeitgeist. Manuel's Dichtung richtet sich gegen den Papst und seine Priesterschaft. Haller bekämpft die Götzen und Laster seiner Gesellschaft, das „geschätzte Nichts der eiteln Ehre“, die Falschheit menschlicher Tugenden, die verdorbenen Sitten, den Mann nach der Welt. Gotthelf's Feind ist der politische Radikalismus in seinen Wirkungen auf das Volksleben seiner Zeit. Mit Recht hat man seine Schriften mit Feldzügen verglichen. So ist der Bauernspiegel ein Feldzug gegen die erbärmliche Behandlung der Verdingkinder, die Leiden und Freuden eines Schulmeisters ein Feldzug gegen die allgemeine Verachtung des Lehrerstandes; im Durkli und den Fünf Mädchen bekämpft er die Schnapspest, im Annebäbi die leibliche und geistliche Quacksalberei, im Geldstag den Mißbrauch der Wirtschaftspatente, im Schuldenbauer das gewissenlose Treiben der Rechtsagenten, in Jakobs Wanderungen die Einwirkung fremdländischer kommunistischer Ideen auf die Handwerksburschen. In diesem Kampfe gegen den herrschenden Zeitgeist steht jeder der drei Großen auf dem Boden der Wirklichkeit. Ihr Ideal ist keine erträumte Zukunft, kein fernes Utopien, kein ausgeklügeltes Gedankengebäude. Manuel findet sein Ideal in dem Urchristentum Jesu und seiner Jünger, Haller entdeckt es in dem Leben der bernischen Alpenbewohner, Gotthelf in dem gesunden Kern des Emmentaler Bauerntums. Das Merkwürdige ist nun aber, daß jeder von ihnen trotz seiner unkünstlerischen Absicht zur Ausbildung einer neuen Kunstgattung, oder wenigstens zu einer eigentümlichen Ausprägung gelangt: Manuel führt das reformatorische Fastnachtspiel ein, Haller bringt das erste pathetisch beschreibende Lehrgedicht von nationalem Gehalt hervor, und Gotthelf wird zum Schöpfer des Bauernromans nicht nur in der deutschen, sondern in der europäischen Literatur. Durch Haller sind außerdem die Hochalpen als Gegenstand in die Dichtung eingeführt worden, und Gotthelf hat in seinen Romanen zum ersten Mal die naturalistische Wahrheit mit idealistischer Grundrichtung vereinigt.

Der philosophisch ernste und oft lehrhafte Zug hat sich bis zur Gegenwart in unserer Dichtung erhalten. Dranmors „Requiem“ vom Jahre 1868 ist eine tiefernste und feierliche Auseinandersetzung des Dichters mit dem Tode. In der ernstesten Grundstimmung gleicht ihm die rhapsodische Dichtung eines jungen Berners, den uns die Aare vor sieben Jahren entrißen hat, Walter Zulauf. Sein „Pantheon“ erinnert aber auch in seiner schwungvollen Gedankenlyrik an die reflektierende Poesie von Schillers „Künstlern“. Es ist nicht von ungefähr, daß ein unter uns lebender Dichter, Gottfried Bohnenblust, in seiner ersten Gedichtsammlung einen ganzen Abschnitt „Vom ewigen Ernste“ überschrieben hat; und ist wohl auch kein Zufall, daß Joseph Victor Widmann, dessen natürliche Anlage ihn andere Wege wies, gerade

in Bern jene beiden Hauptwerke schuf, die er als moderne Lehrgedichte betrachtet wissen wollte: die „Maitäferkomödie“ und „Der Heilige und die Tiere“. Bezeichnend ist der Ernst auch für die bernische Mundartdichtung. Daß zwar die Mundartdichtung auch ernsten Gegenständen gewachsen ist, hat schon Hebel in erzählenden und lyrischen Gedichten bewiesen, so im „Karfunkel“ und in der „Bergänglichkeit“. Dann hat ja auch Lienert in seinem „Mirli“ (1896) und „Heiwili“ (1908) ernstere Töne angeschlagen, nach ihm Paul Haller in seiner ergreifenden Berserzählung vom Juramareili (1912) und Rudolf v. Tavel in mehreren seiner berndeutschen Erzählungen, besonders im Störn vo Bubeberg (1907). Neu aber war in unserer Mundartliteratur das Eindringen ernster, auch tragischer Stoffe in das Drama; so in Adolf Schär's „Hochwacht“ von 1914 und in Simon Gfellers deutscher Bearbeitung von Lisa Wengers Schauspiel „Das Zeichen“, erschienen 1916, im gleichen Jahre wie Paul Hallers aargauisches Trauerspiel Marie und Robert. Noch kühner in der Bewältigung tragischer Konflikte und seelischer Probleme durch die Mundart zeigten sich Alfred Fankhauser in seinem berndeutschen „Chrühwäg“ von 1917 und Simon Gfeller in seinem emmentalischen Sittenstück „Schwarmgeist“ 1921. Es liegt in der bernischen Art und in der Gotthelfischen Überlieferung, daß die ernste Grundstimmung sich sehr wohl mit blühendem Humor und derber Komik verträgt. Man denke an Rudolf v. Tavel's historische Novellen, an Simon Gfeller's „Heimisbach“ und andere seiner mundartlichen Geschichten aus dem Emmental, die den großen Abstand ergreifender Seelenkonflikte und übermütigster Schwänke umfassen.

Wir haben bisher nur von Dichtern gesprochen; aber wenn vom Ernste der bernischen Dichtung die Rede ist, so erweist sich das weibliche Geschlecht nicht als das schwächere. Wir dürfen seit etwa zwanzig Jahren auf vier bernische Dichterinnen hinweisen, die nicht nur durch ihre vollendete Schreibart, sondern auch die innere Festigkeit und Stetigkeit ihrer Lebensanschauung neben den starken Vertretern des Geschlechts ebenbürtig dastehen: Zuerst Grete Auer, die Verfasserin der Marokkanischen Erzählungen und der Memoiren des Chevalier von Roquesant, in denen sie jene Eigenschaften bewährt, die man in der Literatur männlich zu nennen pflegt: Sachlichkeit und geschichtliche Treue; Lisa Wenger, die schon in der Novelle vom Pfarrer Saller ein ernstes Seelenproblem anpakte und sich jetzt in dem Roman „Der Vogel im Käfig“ noch einmal durch feine Seelenschilderung ausgezeichnet hat. Dieselbe Lisa Wenger ist aber auch die Verfasserin amoralischer und anderer sehr ergötzlicher Fabeln. Eine ähnliche Vielseitigkeit zeigt sich bei Lili Haller, wenn man etwa ihre köstliche Humoreske „Die Frau Major“ mit ihrem tiefgründigen Bildungsroman „Die Stufe“ vergleicht. Maria Waser endlich hat schon für ihr Erstlingswerk von 1913 ein Künstlerleben von erschütternder Tragik gewählt und ist auch in ihrem neuesten Roman „Wir Narren von gestern“ der tiefsten Richtung auf Lebens- und Charakterprobleme treu geblieben. Das

hindert nicht, daß sie in ihrer „Bernerpredigt“ in blühender Mundart lustige Schwänke und Originale aus ihrer Heimat vorführt.

Wir können die Reihe dieser Schriftstellerinnen vervollständigen, indem wir um 150 bis 170 Jahre zurückgreifen und Julie v. Bondeli nennen. Diese Berner Patrizierin hat zwar nichts als französische Briefe hinterlassen, die aber von dem Verstand und Charakter der jungen Dame einen hohen Begriff geben. Von ihr stammt das für die Bernerin bezeichnende Wort: *C'est du Vrai que nous vivons et non pas du Beau*. In ihrem Verkehr mit bedeutenden Männern ihres Zeitalters, auch mit Wieland und Rousseau, imponiert sie vor allem durch die Überlegenheit ihres Charakters. Der jugendliche Wieland, der sie umschmeichelte und umschwärmte, macht eine ziemlich schlechte Figur neben ihr, und auch Rousseau, damals schon eine Weltberühmtheit, mußte, obgleich er in Julie Bondeli eine begeisterte Verehrerin fand, ihre stolze Selbstachtung erfahren. Die Einladung einer Frau de Luze von Neuenburg, die Julie mit Rousseau zusammenbringen wollte, lehnte sie ab. „*Et voici pourquoi*“, schrieb sie an ihren Freund Zimmermann (1764). „*C'est que je suis trop fière pour vouloir employer crédit ou manège pour voir l'homme. — Oh, mon ami, que l'Humanité est une triste chose! Il y a six mois que je commence peu à peu à le reconnaître en caractères lisibles dans Rousseau. Je l'aime et le respecte toujours. Mais ma dignité ne servira jamais d'aliment à l'orgueil d'un homme, et quand il est question de compromettre le mien, ma curiosité est à son terme*“.

Außer ihrem Briefwechsel mußte man den Freundeskreis kennen, in welchem sie die quecksilberne Lebhaftigkeit ihres Temperaments, die Schärfe und Vielseitigkeit ihres Geistes, aber auch die Zuverlässigkeit ihres Charakters bewährte. Männer wie B. B. Tschärner, A. Kilchberger, J. K. Tschiffeli, J. K. Sinner von Ballaigue und Samuel Engel schätzten sich glücklich, regelmäßig wiederkehrende Abende oder Nachmittage in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Von dem freien, geistreichen und doch gesitteten Tone, der in dieser fröhlichen Gesellschaft herrschte, gibt sie uns selbst einen Begriff, wenn sie an Zimmermann schreibt: *Je ne crois pas qu'il y ait de coterie en Suisse où il règne autant de gaité, d'union, d'aisance, de simplicité et de décence. Tour à tour et dans la même journée nous avons de l'esprit dans la tête, dans les pieds ou dans les oreilles. Rien n'est prévu, rien n'est arrangé que le choix des gens et des jours où l'on se voit. Tout le reste succède par l'impulsion du moment: dissertation, sérieux, plaisanterie, colin-maillard, vaut-rien, allemande, menuet, concerts de belle musique, concerts de Simeliberg et Cie. Que n'êtes vous pas avec nous! Tout Sénèque ne vaut pas une journée de Bellevue, de Sandrein ou de Könitz*.

Wie in dieser Stelle, so zeigt sie in ihrem ganzen Briefwechsel eine Klarheit, Beweglichkeit und Anmut des Ausdrucks, die wir wohl zum guten Teil ihrer französischen Bildung zuschreiben können. Das Merkwürdigste an dieser Frau ist nun aber, daß sie trotz ihrer französischen Erziehung und Sprache, von der Literatur Frankreichs unbefriedigt,

aus Bedürfnis nach Natur und Tiefe sich der englischen und deutschen Literatur zuwandte. Von den Engländern las sie Shakespeare, Hume, Robertson, Gibbon, Sterne; von deutschen Dichtungen genoß sie vor allem die Jugendwerke Goethes, seinen Götz und Werthers Leiden, über welche sie in einem Briefe an Leonhard Asteri sich mit feinsinnigen Bemerkungen ausläßt. So erklärt sie zum Beispiel ihr großes Wohlgefallen an Werthers Selbstbeherrschung gegenüber Lotte und an der Selbstverständlichkeit seines Verzichts mit den Worten: Je hais mortellement les beaux, longs et grands propos pour les actions qui sont toutes simples. Il me prend toujours je ne sais quelle envie de croire aux coquins, quand je vois qu'il faut de l'esprit pour être gens de bien. Selbst an der französischen Sprache, die sie doch selber fast ausschließlich und mit großer Natürlichkeit schrieb, fand sie ein gewisses Ungenügen. Vor lauter Regelmäßigkeit, Bestimmtheit und täglich weiter getriebener Reinheit werde das Französische, meinte sie, trocken und eintönig. „Die englische Sprache hingegen (heißt es in der Übersetzung einer Briefstelle) hält sich noch an die Natur; man kann darin fluchen oder vernünftig sprechen, ohne Solözismen zu begehen. Sie hat einen schlichten Gang, der für alle Gedanken und Empfindungen paßt und der selbst den erhabensten Ideen ein Ansehen von Einfachheit verleiht.“

Es fällt schwer, von dieser ausgezeichneten, nur zu wenig bekannten Schriftstellerin so kurz zu reden. Umso mehr freut es mich, Ihnen ein Buch über Julie v. Bondeli anzukündigen, das in nächster Zeit erscheinen soll und das aus der Feder einer geistesverwandten Bernerin, Lili Haller, stammen wird.

Julie v. Bondeli gibt uns Anlaß, von einem wichtigen Charakterzug der bernischen Literatur zu reden: dem französischen Einschlag. Er beginnt mit Beat Ludwig v. Muralt, dem Verfasser der Briefe über die Engländer und Franzosen (1725), und setzt sich fort in Johann Rudolf Sinner von Ballaigue, hauptsächlich bekannt durch sein Voyage historique et littéraire dans la Suisse occidentale (1781), und endet mit Karl Victor von Bonstetten, dessen bekannte Schriften zum Teil in deutscher Übersetzung auf uns gelangt sind: die Briefe über ein schweizerisches Hirtenland (1781), über Nationalbildung (1802), L'homme du Midi et l'homme du Nord (1824). Neben diesen drei Hauptvertretern des französischen Einflusses und der schon besprochenen Julie v. Bondeli haben die Namen anderer bernischer Schriftsteller französischer Zunge eine untergeordnete Bedeutung: so Vincenz Bernhard Tscharner, der Übersetzer von Hallers Gedichten, Samuel Henzi, der mit Recht berühmte Satiriker, und Sigmund Ludwig v. Lerber, der Verfasser französischer Gedichte und kleiner philosophischer Abhandlungen. Schon zu Bonstetten's Zeit aber schließt diese französische Literaturperiode zugleich mit dem Zeitalter verhängnisvoller Abhängigkeit von Frankreich. Schon Gottlieb Jakob Ruhn und Johann Rudolf Wyß knüpfen wieder an Hallers Bekenntnis zur deutschen Sprache an, und im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bekennen sich auch zwei Patriziersöhne in

stark national empfundenen Dramen zu ihr, die Brüder Karl Ludwig und Ludwig Rudolf v. Wurtemberg.

Was vorhin von der selbständigen Haltung Julie Bondeli's gegenüber dem Geist der französischen Literatur gesagt wurde, gilt mit Ausnahme Henzi's und vielleicht v. Lerbers, von all den Genannten: sie sind weitgereiste und vielbelesene Vermittler, die mit kritischem Sinn den Wert verschiedener Literaturen und Nationalcharaktere gegeneinander abwägen. Der künste und geistreichste unter ihnen war der Patrizier Beat Ludwig v. Muralt, der seine scharfsinnige und gerechte Vergleichung zwischen französischem und englischem Wesen zu einer Zeit anstellte, als England und besonders sein Geistesleben auf dem Kontinent wenig bekannt war und Frankreich das Ansehen der geistigen Vormacht in Europa beanspruchte. Muralt war der Erste, der es wagte, und zwar schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, diese Vormachtstellung anzugreifen und den hohen Wert des englischen Nationalcharakters ins Licht zu setzen, auf nichts anderes gestützt als sein eigenes Urteil. „Il sera permis aux gens qui ont du bon-sens de s'en servir pour examiner les moeurs et les manières des autres et d'y mettre le prix“. Er fühlte sich berufen, wie er später in den Lettres fanatiques sagte: „à dire des vérités incommodes et dont on voudrait se débarrasser sans être obligé de les voir de près et d'y réfléchir“. Seine Briefe, 1694 in England geschrieben, bewiesen, daß er aus der Nähe und genau geschaut hatte. Frankreich kannte er bereits. Er hatte dort gedient, und das Französische war seine Sprache. Aber England offenbarte sich ihm, dem in französischen Vorurteilen erzogenen Patrizier, als das Land der Freiheit. „Chacun y est ce qu'il a envie d'être, et de là viennent, sans doute, tant de caractères extraordinaires, tant de héros en mal et en bien qu'on voit parmi les Anglais“. Außerdem sprach ihn am Engländer ein angenehmes Gemisch von Trägheit und gesundem Menschenverstand an. Ist schon das für den Berner bezeichnend, so ist es auch manches literarische Urteil Muralts, wie zum Beispiel das folgende: De l'esprit ou de l'imagination sans réalité, c'est comme une ombre revêtue, c'est quelque chose qui tient du fantôme. Und jenes andere, an Lessings Denkart gemahnende: Un génie véritablement grand a le public en vue pour lui donner la loi et non pas pour la recevoir de lui; c'est ce qui fait les excellents ouvrages. Und bezeichnend für Muralts tiefes Bedürfnis nach Menschenkenntnis ist jenes dritte Wort: C'est une chose étrange que l'homme qui aime soi-même plus que toute chose, veut connaître toute chose plutôt que soi-même. Die epigrammatisch geschliffene Form dieser Sätze schon mag es erklären, daß man beim Erscheinen von Muralts Briefen, 1725, den schweizerischen Verfasser für einen Français déguisé hielt, daß diese Briefe bis 1799 nicht weniger als neunmal aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt wurden und daß Sainte-Beuve von ihm urteilte: Il a dit des vérités Suisses avec beaucoup d'esprit. Ein umfassender Geist war auch Johann Rudolf Sinner von Ballaigue, in alten und neuen Sprachen und Literaturen bewandert, als Gelehrter, Stadtbibliothekar, Schulrat, Münzdirektor und Mit-

glied wichtiger Kommissionen ein Mann von großem Verdienst, auch als Förderer der Helvetischen und der bernischen Oekonomischen Gesellschaft. Er las Shakespeare und schrieb eine Abhandlung über die englische Komödie. Er las aber auch Goethe und schrieb ein französisches Wertherdrama, das sich erhalten hat; kurzum, er stand als guter Schweizer am Kreuzweg der Sprachen und Nationen, für alle zugänglich, für keine voreingenommen.

Der dritte unter den Genannten ist Karl Victor v. Bonstetten, ein Vermittler größeren Stils, der durch seine Briefe und Freundschaften die halbe literarische Welt umfaßte: Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Italien. Fast gleich nahe standen seinem Herzen Friederike Brun, Matthijson, Frau v. Staël, Johannes v. Müller, Ischolle, Stapfer und wohl noch viele andere. Diese mannigfachen Beziehungen zusammen mit der Einfühlungsfähigkeit seines geschmeidigen Geistes erlaubten ihm, an jener Verständigung unter Nationen zu arbeiten, die zu den Aufgaben der neutralen, mehrsprachigen Schweiz gehört. Bonstetten selber schrieb nur das Französische mit Geläufigkeit und gehörte seinem Geblüt und seiner Ausdrucksweise nach eher zu den Romanen als zu den Germanen. Gleichwohl scheint er im Schlußurteil seines *Homme du Midi et Homme du Nord* eher geneigt, den nordischen Völkern den Vorzug zu geben. „L'homme du Nord,“ sagt er dort, *doué de la plus sublime des puissances, celle de faire, quand il le veut, sa propre destinée, nous apprend que la dignité de l'homme ainsi que sa puissance et son bonheur, résident dans la pensée plus encore que dans tout ce qui n'est pas elle*“. Und die neueste Biographin Bonstettens, Marie Herking, findet, daß Bonstetten in dem Schlußurteil über die beiden Rassen ungefähr zu demselben Ergebnis komme wie Frau v. Staël in ihrem Werk über Deutschland. Auch er anerkenne eine Überlegenheit der nordischen Völker gegenüber den südlichen in der Tiefe ihres Denkens und der Triebkraft ihres Innenlebens.

Werfen wir einen Blick zurück auf die bernischen Schriftsteller französischer Zunge, so werden wir feststellen können, daß sie die Vorteile und Vorzüge der französischen Sprache auf geschickte und nützliche Art in den Dienst ihres geistigen Vermittleramtes gestellt haben. Die französische Sprache erlaubte ihnen, ihre Gedanken weithin vernehmlich auszusprechen, und ihr Schweizertum befähigte sie, gerecht und unbefangen über ihre Nachbarvölker zu urteilen.

Ein dritter Zug, den wir am bernischen Schrifttum hervorheben müssen, ist die Liebe zur Natur, zum Landleben und zum Landvolk. Die Rousseau'sche Mahnung: Zurück zur Natur! finden wir lange vorher bei Beat Ludwig Muralt ausgedrückt. Das Ziel seiner Sehnsucht ist „*revenir à l'état de la Nature, où se doit trouver l'homme*“. Als er in England weilte, entzückte ihn nichts so sehr als das freie Leben des englischen Edelmannes in ländlicher Zurückgezogenheit. „*La campagne,*“ rief er aus, „*c'est notre première patrie. et je sens pour elle ce qui en est la marque: c'est ou je souhais de vivre et de mourir*“. Muralt hat denn auch nach seiner Rückkehr in die Heimat das Stadt-

leben für immer aufgegeben und die Einsamkeit gewählt, freilich eine Einsamkeit nicht ganz nach eigener Wahl: Von der Regierung seiner Vaterstadt aus Glaubensursachen verbannt, zog er sich nach Colombier zurück, wo er unter dem Schutze des preußischen Gouverneurs die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte. Auch Haller stimmt in das Preislied der Natur ein, wenn er das Leben in den Alpentälern rühmt, „wo die Natur allein Gesetze giebet“. Ihm gelten die Alpen als „Schüler der Natur“: denn „hier hat die Natur die Lehre recht zu leben, den Menschen in das Herz und nicht ins Hirn gegeben.“ Darum:

Wohl dir, vergnügtes Volk, o danke dem Gescheide,
Das dir der Laster Quell, den Überfluß, versagt.

Und zu den im Luxus entarteten Städtern gewendet:
Seht ein verachtet Volk zu Müh' und Arbeit lachen!
Die mäßige Natur allein kann glücklich machen.

Den Weg zum Volk, den der gelehrte Forscher hier beschreitet, hat lange vor ihm schon Nikolaus Manuel gefunden. Unter den Dramatikern des sechzehnten Jahrhunderts ist er wohl der Erste, der den Bauer nicht als Tölpel und komische Figur behandelt, sondern ernst nimmt. Mehr als einmal in seinen Fastnachtspielen verwendet er Bauern, um durch ihren Mund das Urteil des gesunden Menschenverstandes und des unbeirrbaren Gefühls für Wahrheit und Recht zum Ausdruck zu bringen. Schon in den „Totenfressern“ von 1523 sind es vor allem Bauern, welche das Treiben des Ablaßkrämers als elenden Schwindel brandmarken. Hier läßt der Dichter auch einen Bauer — es ist der Ammann von Maraschwil — den christlichen Gedanken der Gleichheit aller Menschen vor Gott aussprechen. Gottes Sohn sei zuerst den armen Hirten verkündet worden, nicht den Bischöfen, Priestern und Pharisäern, sondern „uns Puren und schlechten Leien“. Und wenig nachher tröstet er sich mit den Worten:

Sin Apostlen warend schlecht einfalt Lüt,
Schlecht arm Fischer, man kant sie schier nüt,
Die sitzend bi im in sinem Tron.

Im Fastnachtspiel von Papsts und Christi Gegensatz sind zwei Bauern die einzigen redenden Personen, und ihnen überläßt es der Dichter, den Widerspruch zwischen Christi Armut und der stolzen Pracht seines Statthalters zu erkennen und beim rechten Namen zu nennen. Auch in dem Gespräch von Ecks und Fabers Badenfahrt leitet den Dichter die Absicht, den geistlichen Dünkel durch bäuerlichen Mutterwitz zu schlagen. Darum läßt er den Bauer Hans, der selber an der Disputaz in Baden gewesen, dem Nachbar Ruof davon erzählen, wobei denn die hochgelehrten Verfechter des alten Glaubens als von Gott verblendete Narren hingestellt werden,

daß sie mit gseenden Dugen blind
und gfundem Dr nüt hörend.

Auch Karl Victor v. Bonstetten, ein weitgereister Gesellschaftsmensch und ganz in schöngeistiger Luft aufgewachsen, zeigte Verständnis und Liebe zum Landvolk, als er im Jahre 1779 als Nach-

folger seines Schwiegervaters die Landvogtei des Saanenlandes verwaltete. Der Abschied von der Stadt und der städtischen Gesellschaft und die Verpflanzung aufs Land erschien ihm wie eine Verbannung. Voll Verzweiflung schrieb er zuerst an Johannes v. Müller: „L'univers disparaît, et me voilà logé dans les glaces et dans les frimas des Alpes . . . Ayez-en pitié!“ Aber kaum angelangt, fühlte er sich wie verwandelt. „Je renais parmi ces bonnes gens et dans cette paisible solitude. Quelle distance de la société de ces paysans à celle de mes compatriotes! Je n'ai jamais été plus occupé, plus content. Le calme de l'âme de ces habitants a passé dans la mienne“. Rousseaus und Gessners Arkadien fand er hier verwirklicht, und der Sinn für die Schönheiten der Natur ging ihm von Tag zu Tage mehr auf. Bei dem nur allzu rasch erfolgten Abschied von seinem Posten hielt er eine Rede an die deutschen Bewohner der Landschaft Saanen. Nach der deutschen Fassung Joh. v. Müllers heißt es darin: „Wenn ich die Geschichte aller Völker durchgehe, kann ich mir keinen glückseligeren Menschen denken als eben die Einwohner dieser Täler. Euren Bergen, der Unfruchtbarkeit eures Bodens, eurer Abgelegenheit von allen Menschen habet ihr euer Glück zu verdanken.“ Es ist, als ob er Haller wiederholte. Dann schließt er: „Glückliches, liebes, wert'es Volk! Ich werde mich immer an eure Täler, an eure Alpen, an eure Sitten erinnern, mit denen ihr euer Land noch mehr verherrlicht. Verzeihet mir meine Schwachheiten; sie quollen allein aus Liebe zu euch und aus dem innigsten Wunsch, euch noch glücklicher zu sehen.“ Daß das nicht bloß rednerische Phrasen waren, bewiesen Bonstettens Briefe über ein schweizerisches Hirtenland, die man zu den ersten Versuchen einer erschöpfenden Volkskunde im Rahmen einer engen Landschaft rechnen kann. In dieser Art wurde auf deutschschweizerischem Boden die Rousseau'sche Naturschwärmerei durch volkskundliche Forschung abgelöst.

Auf Bonstetten folgte Johann Rudolf Wyß, der, Dichter und Gelehrter in einer Person, das ganze bernische Oberland durchwanderte und den Ertrag in einer genauen Reisebeschreibung, aber auch in einer Sammlung von Idyllen, Volksfagen, Legenden und Erzählungen (1815—1818) niederlegte. Mit ihm sammelte Gottlieb Jakob Ruhn Lieder aus dem Volksmunde und fand selbst, schon einige Jahre vor Hebel, den rechten Volkston für mundartliche Lieder. Den tiefsten Blick in die Volksseele aber und den entscheidenden künstlerischen Griff in die Fülle des bernischen Volkslebens tat Jeremias Gotthelf. Er ist der erste große Vertreter einer auf die Wertschätzung des Volkes gegründeten Kunst. Pestalozzi ist ihm mit Lienhard und Gertrud vorangegangen. Was seiner Gestaltungskraft fehlte, besaß Gotthelf im reichsten Maße. Kein schweizerischer Dichter vor oder nach ihm hat über eine so erschöpfende Kenntnis des Volkstums verfügt, keiner aus so sprudelnder Schöpferkraft heraus geschaffen. Er ist der erste große Vertreter der Heimatdichtung. Keine Schule hat sich so fruchtbar erwiesen auf bernischem Boden wie die seine. Die Erzähler, die mit sehr ungleichem Vermögen seinem Vorbilde folgen, bilden eine ununterbrochene Reihe, von

Marie Walden, seiner Tochter, bis zu Emil Balmer, dem jüngsten unter den gegenwärtigen Schilderern des Bernervolkes. Zwischen ihnen liegen Namen, die zum Teil eine ganz eigene Ausbildung der Heimatkunst darstellen: Rudolf v. Tavel, Simon Gfeller, Rudolf Trabolde, C. A. Voosli, Emil Günter, Hans Zulliger und, wenn wir an ihr „Jätvreni“ denken, auch Maria Waser. Nur ausnahmsweise, wie bei Johannes Jegerlehner, sucht der bernische Heimatdichter den Schauplatz seiner Erzählungen außerhalb der engeren Heimat, in einem Nachbaranton.

Die Freude am Volkstum und allem Volkstümlichen zeigt sich auch in der Liebe zur Volkssprache. Schon Niklaus Manuel mischt mit sichtlichem Vergnügen mundartliche Redensarten und Sprichwörter in seine dem Kanzleideutsch angepaßte Sprache, darunter auch sehr derbe und saftige. Dieses stark mundartliche Gepräge zeichnet übrigens auch seinen Sohn Hans Rudolf aus, der mit einem Fastnachtspiel Von der trunknen Rott dem Beispiel seines Vaters gefolgt ist. Nach einem vollen Jahrhundert der allgemeinen Verachtung aller Volkssprache und Volkskunst durch die Gebildeten, beginnt vor der Mitte des 18. Jahrhunderts der Sinn für die Mundart sich wieder zu regen. Der Pfarrer Samuel Schmidt schreibt um 1740 sein Idioticon Bernense. Daß um jene Zeit auch in den gebildetsten Kreisen die Freude am mundartlichen Volkslied erwachte, beweist jene Stelle aus dem oben angeführten Brief Julie v. Bondelis, die uns mitteilt, daß man in ihrer geistreichen Gesellschaft das Simeliberglied sang. Der eigentliche Aufschwung aber zur Pflege der Mundart trat in der Franzosenzeit ein. Gottlieb Jakob Ruhn's erstes berndeutsches Lied, der „Rühreihen 1798“, ist dem tiefen Schmerz des Dichters über Berns Fall und seinem Haß gegen den Landesfeind entsprungen. Diese neue Sprache fand tausendfachen Widerhall. Ruhn's Freund, Joh. Rud. Wß, Professor an der bernischen Hochschule, verschaffte ihr Eingang in die „Alpenrosen“, damals die beste literarische Zeitschrift des Landes. Das Hirtenfest in Unspunnen und die von Sigm. Wagner zuerst herausgegebene Sammlung von Volksliedern und Rühreihen förderten die neue Stimmung, die Lust zum Singen und Dichten in der Mundart. Und als Gotthelf dann in seinen ersten großen Romanen die bernische Mundart unverfälscht, ja naturalistisch treu und überdies in unerhörtem Reichtum für die direkte Rede seiner Personen einführte, war der Boden in den Gemütern seiner Leser für diese kühne Neuerung bereits vorbereitet und empfänglich. Zwar hatte schon der Zürcher Jakob Stuß in seinen Gemälden aus dem Volksleben einen naturalistischen Gebrauch von der Volksmundart gemacht. Allein zum vollen Durchbruch ihrer literarischen Geltung bedurfte es einer alle Bedenken und Einwände besiegenden Gestaltungskraft, wie sie vor Gotthelf keiner besessen hatte. Von der durchschlagenden Wirkung, die sein Beispiel schon zu seinen Lebzeiten hatte, und von dem neuen Aufblühen der berndeutschen Mundartliteratur in den zwei letzten Jahrzehnten braucht hier nicht weiter geredet zu werden. Doch gibt der Name Gotthelfs Anlaß, auch auf die Pflege der geschichtlichen Erzählung

hinzuweisen, die mit ihm auf schweizerischem Boden beginnt und deren Merkmal auf bernischem Gebiet die Beschränkung auf bernische Geschichte bildet. Gotthelfs Beispiel folgte zunächst als historischer Erzähler *Arthur Bitter*, mit Beginn unseres Jahrhunderts aber *Rudolf v. Tavel*, der in einer schon auf zehn Bände angewachsenen Reihe historischer Novellen der Geschichte seiner Vaterstadt eine künstlerische Gestaltung gegeben hat, wie sie nicht manche Stadt und keine andere unseres Landes aufweisen kann.

Blicken wir zum Schluß noch einmal auf das Ganze zurück, so werden wir sagen dürfen: der unliterarische Bernergeist hat sich in der Literatur kraftvoll und schöpferisch erwiesen. Er hat literarische Gattungen geschaffen, die seinem Wesen und Bedürfnis entsprechen: das reformatorische Fastnachtspiel, das pathetische Lehrgedicht von nationalem Gehalt, den volkserzieherischen Roman, die mundartliche historische Novelle. Nirgends in dieser Literatur ist die Form über den Gehalt gestellt, oft vielmehr, wie auch bei Gotthelf, ist sie vernachlässigt. Das mag sich aus einem Mangel an Phantasie und an Formsinn erklären; aber es erklärt sich anderseits auch aus dem auf die Wirklichkeit und den Lebenskampf eingestellten ernstesten Sinn des Berners. Nirgends in der Welt vielleicht ist der Boden ungünstiger für eine Pflege der Dichtkunst um der Dichtkunst willen als in Bern; nirgends ungünstiger für eine von Lebenszwecken losgelöste Phantasierkunst; nirgends ungünstiger für eine Verstandeskunst ohne Wärme und Heiterkeit des Gefühls, ohne Zusammenklang mit der Grundstimmung der bodenständigen Volksgemeinschaft.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Vor 110 Jahren. — Garantiepakt, Zonenkonflikt, Neutralitätsfrage. — Ein Blick nach Süden. — Die Hilfsaktion für die deutsche Not. — Rückwirkungen der englischen Wahlen. — Der Kampf um die wirtschaftliche Existenz. — Reisen schweizerischer Journalisten. — Sparpolitik. — Revision des Fabrikgesetzes.

Dieser Tage sind es gerade 110 Jahre her, daß österreichische, preußische und russische Truppen, im letzten Abschnitt des Kampfes, durch den Frankreichs Hegemonie über Europa gebrochen wurde, in mehreren Kolonnen das Gebiet der helvetischen Republik in ostwestlicher Richtung durchzogen. In den Gebieten, die sich Frankreich unmittelbar einverleibt hatte, wurden sie als Befreier vom französischen Joch begrüßt. So empfing in Neuenburg die Bevölkerung die am 23. Dezember nachts einmarschierenden Österreicher mit Illumination und Vivatrufen. Im ehemals bischöflich-baslerischen Gebiet des heutigen Berner Jura und in Biel „freute man sich — nach dem Bericht des die einziehenden Truppen kommandierenden Generals — unserer Ankunft und verhehlte nirgends den Wunsch, vom Drucke der französischen Regierung befreit zu werden.“ In Genf bildete sich auf die Kunde vom Einrücken der verbündeten Truppen in die Schweiz ein „Unabhängigkeitskomitee“, mit dem Zweck, die Stadt wieder von Frankreich loszu-